

Im Generationen-Container. Die 68er und ihre Nachfolger.

Gerd Steffens in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 6/2001, S. 737–746

Der Pulverdampf der jüngsten Attacke auf die 68er scheint verfliegen. Aber wie bei anderen beliebten Angriffszielen gilt auch hier, dass ein Verzicht auf eine neue Gelegenheit, sich im Licht der Medien auf diesem Kampfplatz auszuzeichnen, kaum erwartet werden darf. Immerhin ist tröstlich, dass das Vokabular der Schlachtbeschreibung jetzt ganz metaphorisch sein kann, während 1968 noch Polizeiknüppel, Steine, Eier und Tomaten realiter im Spiel waren, die ihrerseits in Auseinandersetzungen gebraucht wurden, bei denen es um Krieg *sans phrase* ging, den Vietnamkrieg und den Krieg samt Völkermord des nationalsozialistischen Deutschland.

Mir ging dieser Gedanke in einem bestimmten Moment des zurückliegenden Scharmützels durch den Kopf. In der FAZ vom 17. Januar 2001 las ich, wie Joscha Schmierer, heute Berater von Außenminister Fischer, eine Situation aus dem Jahr 1969 deutete, in der der Rektor der Heidelberger Universität, der Historiker Werner Conze, mit Eiern und Tomaten beworfen worden war. „Natürlich warfen wir die Eier auf die Institution, die Veranstaltungen verbieten wollte. Aber sie trafen und bekleckerten das Individuum, zu dem als Doktorvater ich überdies ein gutes Verhältnis gehabt hatte. Wir mussten böse Zitate aus seinem Wirken im Dritten Reich finden, um uns vor uns selber zu rechtfertigen. Wir fanden sie, aber das schlechte Gefühl bleibt bis heute“.

Die damals gefundenen Conze-Zitate über die „Entjudung“ ostmitteleuropäischer Orte sollten in den 90ern dann Historikertage beschäftigen. Aber wir¹ verstanden nicht, dass sie in einem funktionalen Zusammenhang mit der Vernichtungspolitik gestanden hatten. Dass Conze und andere in einer Art Politikberatung der ethnischen Säuberung gewirkt haben könnten, wie Götz Aly und Susanne Heim zuerst gezeigt haben², kam uns nicht in den Sinn. Ob auch wir damals Conzes Äußerungen schließlich als zeitüblichen Opportunismus junger Wissenschaftler abbuchten und damit dem Nachkriegs-Gebot der jeweils sozialverträglichsten Auslegung folgten oder ob unter dem Druck aktueller Ereignisse einfach keine Zeit blieb – wir ließen die Sache jedenfalls liegen, statt ihr nachzugehen und auf Aufklärung zu bestehen. Verglichen mit dem, was heute bekannt ist und damals hätte bekannt werden können, wirkt unsere seinerzeitige Haltung also eher harmlos als rigoros. Statt Eier und Tomaten zu werfen, hätten wir besser noch ein wenig an den Zipfeln historischer Erkenntnis gezogen, die wir in Händen hielten.

Als noch befremdlicher, als es uns schon damals schien, erweist sich heute auch das merkwürdige Dokument, mit dem wir 1969 in der Hauptsache den Vorwurf der „Kontinuität des Faschismus im Gelehrtenstand“³ gegenüber Conze begründeten. Werner Conze hatte 1953 eine Schrift unter dem Titel: „Die Geschichte der 291. Infanterie-Division 1940 – 1945“ veröffentlicht.⁴ Dass sie als eine Art nichtprofessionelles Nebenprodukt betrachtet würde, hat der Autor selbst offenbar nicht gewünscht, denn er präsentiert die Divisionsgeschichte sozusagen in vollem Ornat als Historiker.⁵ Das ist umso erstaunlicher, als es sich unverkennbar um ein apologetisches Werk handelt, das alles ausblendet, was einen Schatten auf diese Division und ihre Taten im Verlauf des Krieges im Osten werfen könnte. Mehr noch: Auch 1953 noch wird hier der Krieg im Osten als Vollzug eines welthistorischen Auftrags betrachtet,

¹ D. h. die aktiven und kontinuierlich diskutierenden Teilnehmer der Heidelberger Studentenbewegung in ihrer erinnerten Perspektive

² Vgl. Götz Aly und Susanne Heim, Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung, Hamburg 1991, S. 102f., 109, 402. Jetzt insbesondere Ingo Haar, Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft im „Volkstumskampf“ im Osten, Göttingen 2000.

³ So lautete der Titel eines Artikels im „Roten Forum“ (6/1969), der Heidelberger Studentenzeitschrift, die vorher „forum academicum“ hieß. Joscha Schmierer und ich waren damals Redakteure dieser Zeitschrift.

⁴ Werner Conze, Die Geschichte der 291. Infanterie-Division 1940 – 1945. Die Deutschen Divisionen 1939 – 1945, Bad Nauheim 1953, hier S. 79, 22 u. 23.

⁵ vgl. dazu das „Nachwort des Verfassers“ S. 118f.

dessen Vollendung noch ausstehe. „Die alten Soldaten wissen“, heißt es am Schluss, „daß Hitler sie missbraucht hat; sie wissen aber auch, dass sie im Osten gegen einen Gegner gestanden haben, der heute wieder auf der Lauer liegt, um neue Sklaven zu gewinnen. Die Mannestugenden, durch die die Elch-Division zusammenhielt, sind uns heute darum nötiger denn je. Wenn wir dies bedenken, dann ist die Geschichte der 291. Inf. Div. für die alten ‚Elche‘ nicht ein Blatt schmerzlicher Erinnerung voller Bitterkeit, sondern Ansporn zur Bewährung unter neuen Bedingungen, in denen die Lebenden sich ihrer toten Kameraden würdig erweisen müssen.“

Das Richtige getan zu haben, aber um den Erfolg betrogen worden zu sein, und: die Lebenden haben sich der Toten würdig zu erweisen - erneuert werden hier die beiden Zentralmotive eben jener kollektiven Zwangsvorstellung, die in der Zwischenkriegszeit einen anderen Zukunftshorizont als den eines neuen Krieges geradezu denkunmöglich gemacht hatte. Diese Anknüpfung an blutige Wiederholungszwänge hat Conzes Karriere in der Bundesrepublik ebenso wenig geschadet wie die souveräne Missachtung derjenigen Fakten, Kenntnisse und Wahrnehmungen, die das Bild der Division, deren Angehöriger Conze war, hätten trüben können. Auch 1953 wusste man – sofern man nicht sogar Augenzeuge gewesen war –, wie unter dem „Kommissarbefehl“⁶ in Wahrheit jene Vorgänge aussahen, denen Conze Sätze wie diese – nach der Eroberung von Liebau/Liepaja am 29. 6. 1941 – widmete: „Am folgenden Tag wurden Hafen und Stadt gesäubert. Die erste schwere Schlacht war geschlagen. Oberst Lohmeyer erhielt das Ritterkreuz.“ Oder einige Tage später: „So wurde die Elchdivision z.T. in raschen Märschen, z.T. in Säuberungskämpfen durch Westkurland vorgeführt und zwischen dem 9. und 11. Juli in Riga-Strand und dann in Riga selbst versammelt. Die Ruhe war erquickend nach der Hitze der Kämpfe und der langen Märsche.“

Heute ist bekannt, dass die Wirklichkeit krasser war als unsere (bei aller Entlarvungsbereitschaft) naive Vorstellung 1969. Der lettische Historiker Margers Vestermanis hat einen Teil der Aktionen der 291. Infanterie-Division in den ersten Kriegstagen 1941 untersucht.⁷ Er belegt die Ermordung jüdischer und lettischer Zivilisten durch die einrückenden Teile der Wehrmacht und resumiert, dass es nicht die Befehlslage von oben, sondern die Haltung der ortsanwesenden Offiziere gewesen sei, die „eine Bartholomäusnacht in Liebau unvermeidlich“ gemacht habe. Dabei zeigte sich insbesondere der von Conze an einigen Stellen in eine Heldenpose gerückte Oberst Lohmeyer, erster Ortskommandant von Liebau, als ein besonders rücksichtsloser Herr über Leben und Tod.

Die Geburt der Moralkeulen schwingenden Generation

Was sich an dieser Episode als paradox zeigt, ist generalisierbar: In dem Maße, wie die historische Forschung den Verdacht der damaligen Protestbewegung, in einer Gesellschaft von Tätern zu leben, Zug um Zug bekräftigte und konkretisierte, nahm die Neigung zu, die 68er in ihrem Verhältnis zur NS-Vergangenheit für obsessiv und sozusagen generationell unzurechnungsfähig zu erklären. Ein früher Schlüsseltext dieser Polemik ist Hermann Lübbes 1983 in der „Historischen Zeitschrift“ veröffentlichter Vortrag „Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewusstsein“. Er offeriert eine Lesart der bundesrepublikanischen Geschichte, derzufolge nicht die seit 68 aufgebrochene Debatte über die Verantwortung der Menschen für ihre Geschichte die demokratischen Überzeugungen gefestigt habe, sondern umgekehrt gerade ein „kommunikatives Beschweigen“ der „braunen Biographieanteile“ in den beiden ersten Jahrzehnten nach dem Krieg das „nötige Medium der Verwandlung unse-

⁶ Der nach Vorberatungen mit der Wehrmachtsführung am 6. 6. 1941 erlassene „Kommissarbefehl“ Hitlers gab den deutschen Soldaten freie Hand zur sofortigen Liquidierung von Menschen, die sie für „politische Kommissare“, also kommunistische Kader hielten.

⁷ Margers Vestermanis, Ortskommandatur Libau. Zwei Monate deutscher Besatzung im Sommer 1941, inn: Hannes Heer und Klaus Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 – 1944, Hamburg 1995, S. 241 – 259, hier S. 247.

Materialien zur Vorlesung von Prof. Dr. Gerd Steffens: „Gegenwartsfragen der politischen Bildung und ihrer Didaktik“
im Sommersemester 2001

rer Nachkriegsbevölkerung in die Bürgerschaft der Bundesrepublik Deutschland“, also der Demokratiegründung gewesen sei.⁸

Was eine interessante Hypothese zur Mentalitätsgeschichte der Nachkriegszeit und der unterbliebenen Entnazifizierung sein könnte, formt sich in Lübbes Händen zur geschichtspolitischen Waffe, mit der der in seinen Augen gefährlichste Gegner erlegt werden soll. Um ihn zu treffen, muss er ihn benennen. Wie bezeichnet man ein Konglomerat von Menschen, Strömungen, Gruppen, Meinungen, Sichtweisen? Lübbe entscheidet sich für den Begriff der *Generation*, und er ordnet damit das Terrain der Auseinandersetzung zu seinen Gunsten neu. Ganz anders als heute, wo eine Generation nach der anderen ausgerufen wird, war der Generationenbegriff bis Anfang der 80er Jahre kaum in Gebrauch, schon gar nicht als Selbstbezeichnung der 68er. Man redete von Protest- oder Studentenbewegung oder von der APO, also in den aus der Zeit selber stammenden Begriffen.⁹

Indem Lübbe sich nun für „Generation“ als Kollektivbezeichnung entscheidet, setzt er auf die begrenzende Leistung dieses Begriffs. Sichtweisen, Deutungen, Thesen und Theorien werden relativiert, wenn sich ihnen die Perspektivik einer Generation einschreiben läßt. Unerwünschtes erscheint in der Farbe der der Generation anhaftenden Eigenschaften und ist so für eine Externalisierung präpariert. Gegen Generation als das Vorübergehende behauptet sich das Bleibende mühelos. Das aber ist in den Augen von Lübbe der Staat, und die Identifikation mit ihm ist das Maß gesellschaftlicher Integration. Indem die Generation von 68 sich weigert, sich dem Modus des „kommunikativen Beschweigens“ zu unterwerfen, und ihn stattdessen als Verdrängung und unvollendete Überwindung des Nationalsozialismus kritisiert, bestreite sie mit dem Anspruch „bessere(r) politische(r) Moral und größere(r) emanzipatorische(r) Bewußtheit“ die Legitimität der staatlichen Neugründung Bundesrepublik. Sie verwandele die „Auseinandersetzung mit dem Faschismus in ein Medium der Delegitimierung des politischen Systems der Bundesrepublik und seiner sich doch aus dem Zusammenbruch des Dritten Reiches herleitenden Geschichte“.¹⁰

Lübbes Argumentation und mit ihr die Erfindung der Moralkeulen schwingenden Generation gehören in den Zusammenhang der neokonservativen Offensive im Jahrzehnt zwischen dem Kongress „Mut zur Erziehung“ 1978¹¹ und dem Historikerstreit. Ihr Ziel war es, den gleichsam selbstverständlichen Vorzug wiederzugewinnen, den etatistische Positionen, kulturelle Selbstgewissheiten und kapitalistische Ökonomie vor 68 als Nährboden immerwährender konservativer politischer Hegemonie genossen hatten. Lübbe und seine Mitstreiter folgten dabei einem Grundmuster, das die Welt als eine halbierte Moderne in einen dynamischen Teil mit freiem Lauf für Technik und Wirtschaft und in einen stillgestellten Sektor aufteilt, in dem sich die Menschen aus unbezweifelten kulturellen Gewissheiten, historischen Kontinuitäten und Staatsvertrauen verproviantieren. Nichts war deshalb so zu bekämpfen wie der von 68 in die Welt gebrachte Zweifel an Vorgegebenheiten. Die Beiträge und Thesen des Forums „Mut zur Erziehung“ denunzierten deshalb die Wege intellektueller Selbstorientierung als „Hinterfragungskultur“ und Horizonte der Selbstentfaltung als Neurotisierung.

Auch wo die neokonservative Polemik sich auf dem Feld der Erziehung bewegte, war sie unverhohlen politisch, weil sie die Reichweite gesellschaftlicher Selbstverfügung durch eigenständige Urteilsbildung der Individuen betraf. Attackiert wurden insbesondere die Maßstäbe, an denen sich individuelles Meinen als gesellschaftliches Urteilen erst erweisen kann, also jene Kriterien der Geltung, die - sofern sie stark begründet sind - als Prinzipien universalistischer Moral gelten können. Als Moment der Autonomie gefürchtet, werden sie als In-

⁸ Hermann Lübbe, Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewußtsein, in: "Historische Zeitschrift", 236, 1983. S. 579 – 599, hier S. 594 und 585.

⁹ Vgl. Heinz Bude, Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 – 1948, Frankfurt a. M. 1997. S. 40f. Bude vermutet als Grund für das Aufkommen der historisierenden Generationenbezeichnung Anfang der 80er Jahre den Unterscheidungsbedarf der nun entstehenden „Neuen sozialen Bewegungen“.

¹⁰ Lübbe, a.a.O., S. 589 u. 596.

¹¹ Mut zur Erziehung. Beiträge zu einem Forum am 9./10. Januar 1978 im Wissenschaftszentrum Bonn-Bad Godesberg, Stuttgart 1979.

strumente einer anmaßenden Herrschaft der Intellektuellen verunglimpft. Überindividuelle Geltung soll sich nicht aus der vernünftigen gesellschaftlichen Praxis der Individuen entfalten, sondern nur durch Anerkennung unverfügbarer Vorgegebenheiten. Unter dem Banner eines Aufstandes gegen die Fremdherrschaft der Moral geht es in Wirklichkeit um die Stilllegung einer argumentationsorientierten Öffentlichkeit.

Das gilt in gleicher Weise für das andere große Themenfeld der neokonservativen Offensive, den Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. Lübkes Vortrag von 1983 bildete den Auftakt einer Serie geschichtspolitischer Aktionen zur „Entsorgung der Vergangenheit“¹², in denen das auch Anfang der achtziger Jahre noch zunehmende Interesse an einer Auseinandersetzung mit der NS - Vergangenheit durch eine historisierende Einebnung ruhiggestellt werden sollte. Das versuchte man im wesentlichen auf zwei Wegen. Der erste führte zu den Soldatengräbern von Bitburg, an denen im Mai 1985 Bundeskanzler Kohl mit dem amerikanischen Präsidenten Reagan als Repräsentanten des einstigen Kriegsgegners über die Gleichheit der Toten auch eine moralische Gleichberechtigung des Kämpfens suggerieren wollte. Ein Krieg wie viele andere und außerdem: Hatte man nicht damals schon eigentlich auf der gleichen Seite der Front nach Osten gestanden? Der zweite Weg führte über die sogenannte Historisierung in das Innenleben des „irrenden Kleinbürgers“, welches sich als äußerst schlicht, ohne jede Vorstellung von Handlungsalternativen und durch keine Wahrnehmung irritierbar erwies. Indem die „historisierende“ Betrachtungsweise unter Berufung auf die strengen Regeln des historischen Gewerbes sich die Perspektive des Mehrheitsdeutschen zu eigen machte, fand sie, dass aus dieser Perspektive der Nationalsozialismus tatsächlich ein „Faszinosum“ (Bundestagspräsident Jenninger 1988) gewesen war und die Frage nach der Verantwortung des einzelnen eine unangemessene Moralisierung aus heutiger Sicht sei.¹³

Den scheinheiligen kategorischen Imperativ mit dem Gewissen austreiben

Als Trägergeneration dieses bösen, retrospektiven Blicks auf die Geschichte sind die 68er seitdem notorisch, und mit ihnen zusammen meinte die neokonservative Polemik immer auch diejenigen, die sie für ihre Väter und Anstifter hielt - Adorno, Habermas, Günter Grass - und, obgleich deutlich außerhalb des Alterskorridors, umstandslos mit in den generationellen Entsorgungscontainer packte. In der Markierung einer Alterskohorte ging es vor allem um die Markierung einer Haltung.

Kein Wort wird bei dieser Etikettierung so häufig gebraucht wie „Moral“, und seit den Standing Ovationen bei der Friedenspreisverleihung 1998 für Walsers Vorwurf der „Moralkeule“ gibt es kein Halten mehr für die Wogen des Abscheus vor „Besserwisserei und moralische(m) Überlegenheitsgetue“, die selbst historische Tatsachen mühelos hinwegspülen. Da werden die Figur des arroganten Wessi und die notorische Asymmetrie im Umgang mit West- und Ostbiographien umstandslos den 68ern zugeschrieben, als wären sie es gewesen, die nach 1990 Aneignung und Umformung der ehemaligen DDR kommandiert hätten. „Sie haben den Osten seit zehn Jahren mit ihrem scheinheiligen kategorischen Imperativ stigmatisiert.“¹⁴

In anderen Ländern hingegen ist man weit davon entfernt, aus den 68ern Vertreter einer gesellschaftlichen Hypermoral zu machen. Clinton, immer auch als Vertreter der amerikanischen Protest-Generation Zielscheibe, hatte sich eher gegenteiliger Vorwürfe zu erwehren, und der Anti-68er-Erfolgsroman von Michel Houellebecq („Elementarteilchen“) zeichnet das Bild einer von desaströser Amoralität geprägten Generation. Zudem werden die gesellschaftlichen und kulturellen Wirkungen von 68, wo immer beobachtet und beschrieben, gerade in

¹² Jürgen Habermas, Entsorgung der Vergangenheit, in: ders., Die neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt a.M. 1985. S. 261ff.

¹³ Vgl. Gerd Steffens, Wer nur versteht, versteht zu wenig, in: Friedrich Zubke (Hg.), Politische Pädagogik. Beiträge zur Humanisierung der Gesellschaft, Weinheim 1990. S. 153 - 177.

¹⁴ Andreas Lehmann, Moralkeule als Bumerang. Der Kampf um das Erbe der 68er aus Ost-Sicht, in: "Frankfurter Rundschau" (FR), 30.1.2001.

Individualisierung und Pluralisierung von Lebensführungen gesehen, die sich von herkömmlichen Standards und Modellen und den damit verbundenen Macht- und Moralverhältnissen weitgehend befreit haben. Warum dann der Vorwurf der Herrschaft durch Moral – und ausgerechnet gegenüber dieser Generation? Worauf eigentlich wollen die hinaus, die diesen Vorwurf erheben?

Es lohnt, sich für einen Moment noch einmal an den zu halten, der diesem Vorwurf auf spektakulärste Weise Ausdruck verlieh. Martin Walser hatte seine Friedenspreisrede 1998 so angelegt, dass er geradezu als Schmerzensmann allgegenwärtiger Moralzumutungen erscheinen musste, und er gab seinem Publikum bald zu verstehen, dass es die diskursiven „Rechtfertigungszwänge“ sind, die als Peiniger ihm überall auflauern. Das rhetorische Gedankenspiel, das er seinen Zuhörern als „Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede“ (so der Titel) vorführte, eröffnete er mit der Erwägung: „Er (nämlich der Redner, also Walser) wird fünfundzwanzig oder gar dreißig Minuten nur Schönes sagen....Zum Beispiel Bäume rühmen, die er durch absichtsloses Anschauen seit langem kennt. Und gleich der Rechtfertigungszwang: Über Bäume zu reden ist kein Verbrechen mehr, weil inzwischen so viele von ihnen krank sind.“¹⁵ Die so harmlos daherkommende Gedankenspielerlei schließt die Abrechnung mit ganzen Selbstverständigungsdiskursen der letzten Jahrzehnte ein. Ob man angesichts der Verbrechen des Nationalsozialismus noch Gedichte schreiben könne, hatten Brecht und Adorno gefragt und das Dichten so aus der reinen Innerlichkeit in das Gespräch der Gesellschaft über sich selbst überführt. Heute, so spottet Walser, sei dem dadurch gesetzten „Rechtfertigungszwang“ leicht Genüge zu tun, weil ja ein anderer Selbstverständigungsdiskurs der Gesellschaft, die Ökologie-Debatte, das anerkannte Argument dafür liefere.

Tatsächlich bildete die Debatte um das gesellschaftliche Selbstverständnis der Literatur in den Jahren vor 68 so etwas wie den Eröffnungsdiskurs einer ganzen Serie von gesellschaftlichen, gegenüber Politik und Wirtschaft eigensinnigen Selbstverständigungen. Diese Debatten – sei es über die Ökologie, die Geschlechter, den Frieden oder die Vergangenheit – haben nicht nur die Vorstellung der Gesellschaft von sich selbst verändert, sondern auch den impliziten, stillschweigend geteilten Gesellschaftsvertrag um eine diskursive Dimension erweitert. Während in den 50er und 60er Jahren in der Bundesrepublik die Identifizierung der Individuen mit dem Gemeinwesen vor allem durch die spürbaren ökonomischen Fortschritte und die einordnende Wirkung der Blockkonfrontation erzielt wurde, bildete sich nun – und in kritischem Gegensatz zu Politik und Wirtschaft – ein neues Feld gesellschaftlicher Integration heraus. Es erwies sich in dem Maß als selbständig, wie es eigene Regeln der Geltung produzierte, die auf zwanglose Anerkennung rechnen konnten, und das wechselseitige Einverständnis lebendig blieb, dass Positionen und Vorschläge in gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozessen nach dem Grundsatz kommunikativer Rationalität begründungspflichtig seien. Aus der zwanglosen Macht des besseren Arguments und seiner gesellschaftlichen Anerkennung bildete sich eine Sphäre selbstbestimmter Geltung jenseits von ökonomischer und politischer Macht heraus.

Dieses nur durch geteilte Überzeugung von der Bedeutung argumentativer Geltung abgesicherte Kapitel des impliziten Gesellschaftsvertrages kündigt Walser unter rhetorischem Getöse auf. Dazu bringt er mit heroischer Geste die ehrwürdige Institution des Gewissens in Anschlag, um es als persönlichen Innenraum gegen den öffentlichen Raum der gesellschaftlichen Debatten auszuspielen. Die Themen gesellschaftlicher Selbstverständigung, hier der Umgang mit der NS-Vergangenheit, geraten so zu Wissensfragen, für die der einzelne ganz allein zuständig sei. Dass er damit den Begriff des Gewissens ins Absurde treibt, weil er es auf reine Selbstbezüglichkeit und Abgeschlossenheit zurückstutzt, statt es als eigene individuelle Stimme im Moraldiskurs der Gesellschaft zu vernehmen, stört den nicht, der gegen die Moralkeule mit dem Wissenshammer zurückschlagen will.

¹⁵Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede, FR, 12.10.1998.

Auf den Gänsefüßchen der Ironie

Während Walser noch das Pathos eines lutherischen Auftritts braucht, um schließlich in die verpflichtungsfreie Position des ungebundenen Einzelnen zu gelangen, schafft die Generation Golf das mit Ironie. „Wenn man alles in Gänsefüßchen denkt, ist alles akzeptabel“ – nach diesem probaten Rezept verfährt nicht nur Florian Illies bei seiner amüsanten „Inspektion“ der „Generation Golf“¹⁶, sondern, wenn man ihm glauben darf, auch die Generation der heute 20- bis 30jährigen im Alltag. Ihr soll es auf diesem Weg gelingen, ihr Leben sicher zwischen den Leitplanken des Konsums zu steuern, sich dabei als Konsumfetischisten zu ironisieren und sich doch als Genießer wohl zu fühlen. Die Generation Golf, so ist bei Illies zu lernen, konsumiert kultisch, beobachtet sich dabei und findet sich gut.

Die Sprache des Sozialen ist ganz in die Gegenstände, die konsumierten Waren eingewandert. Auch die notwendigen Dinge des Lebens werden zu Accessoires einer warenästhetischen Lebensführung. „Es ist wahnsinnig, aber wir glauben das wirklich: dass wir mit den richtigen Marken unsere Klasse demonstrieren.“ Schon die Sozialisationsgeschichte der Generation ist warenästhetisch kodiert; ihre Schlüsselerfahrungen heißen laut Illies Nutella, Playmobil, Ikea, VW Golf.

Ohne die Gegenstände kultischen Konsums hätte die Generation, so scheint es, keine gemeinsame Sprache. Ihre Zeichen und Bedeutungen entnimmt sie voll Wonne den Werbespots, deren Slogans spielerisch als Links der Kommunikation funktionieren oder auch ganz platt und unironisch als rechtfertigende Lebensmaxime. „'Die Freiheit nehm' ich mir' – das ist als Spruch für unsere Generation mindestens ebenso wichtig wie das 'Weil ich es mir wert bin', mit dem Oliver Bierhoff sein Shampoo anpreist. Hauptsache, so sagen die Sprüche, mir geht es gut.“ Oder: „Die Werbekampagne für die D2-Handys traf genau unsere Geisteshaltung: 'Der eine hat's, der andere nicht'.“

Mit der von ihm beschriebenen Generation habe sich, so sieht es Illies, ein Paradigmenwechsel der Lebensführung vollzogen, sei die Moral durch die Ästhetik abgelöst worden. Da es sich um eine alltagskulturell ermäßigte und leicht entzifferbare Ästhetik handelt, lassen sich die erwünschten Wirkungen ohne weitere Mühe erzielen: Verhaltenssicherheit durch fraglos akzeptierten Stil, ein Gefühl der Zugehörigkeit und die klar wahrnehmbare Markierung der Abgrenzung. Es sind Klischees, die das leisten, zwar mit ironisch spitzen Fingern hergezeigt, aber als unverzichtbares Inventar. Darunter wie ein Nummernwitz aus dem Anti-68er-Arsenal: der Gemeinschaftskundelehrer. Ihm und seinem moralgetränkten Geschichtsbild sei es zu verdanken, dass die „Generation Golf“ sehr gut verstanden habe, „was Martin Walser meinte, als er von der 'Dauerpräsentation unserer Schande' redete und von der Kultur des Wegschauens“¹⁷.

„Moral“ ist für die *Neue Generation* das Unwort eines halben Jahrhunderts. „Denn die Abgrenzung gegen die Vorgängergeneration mit ihrer Moralhoheit war für uns früh eine entscheidende Lebensmaxime.“ Das betrifft nicht wie in früheren Generationenkonflikten die Sphäre der Intimität, sondern die der Öffentlichkeit. Dass Öffentlichkeit für diese Generation kein Raum für Diskurse mehr ist, sondern für die Präsentationen des Ich, macht Illies an mindestens zwei Beispielen pro Seite klar. „Nicht, wofür jemand eintritt, ist wichtig, sondern was er anhat. Das Problem der Generation Golf ist dabei natürlich, dass sie sich tatsächlich mehr Gedanken macht über die Anzüge der Politiker als über deren Taten, politisch also völlig indifferent ist. Beziehungsweise: Das ist nicht das Problem der Generation Golf, sondern das Problem, das andere mit der Generation Golf haben.“

Auf den Gänsefüßchen der Ironie lässt sich Beschränktheit als Tugend feiern und Banales als Erlesenes. Wir, so lautet die Botschaft, sind die Realisten des guten Lebens. Dazu ge-

¹⁶ Florian Illies, *Generation Golf. Eine Inspektion*, Berlin ²2000, S. 193; die weiteren Zitate S.145, 146 und 147.

¹⁷ Illies, a.a.O., S. 175; die weiteren Zitate S. 177, 121, 188 und 189f.

Materialien zur Vorlesung von Prof. Dr. Gerd Steffens: „Gegenwartsfragen der politischen Bildung und ihrer Didaktik“
im Sommersemester 2001

hört, dass man es sich guten Gewissens wohl sein lassen kann. Also: Weg mit allen lästigen Diskursen über Vergangenheit und Zukunft, weg mit allen argumentativen Ansprüchen. „Eine ganze Gesellschaft“ habe an „lauter Sachen“ geglaubt, „die davon ausgingen, dass sich die Welt verändern lasse. Die Generation Golf hat früh gelernt, dass das zu anstrengend ist. Sie sagt sich: Ich will so bleiben, wie ich bin. Und aus dem Hintergrund singt dazu der Chor: Du darfst.“ Immerhin habe seine Generation, setzt Illies zum Schluss noch einen überdrehten Zynismus obendrauf, wenigstens ein politisches Veränderungsinteresse, nämlich die Beseitigung der gesetzlichen Bestimmung, „dass man Spekulationsgewinne an den Börsen versteuern muß, wenn man die Aktien nicht mindestens ein Jahr lang in seinem Depot beläßt“. Steuermoral? Seine Generation habe „eine Initiative gegründet, dieses Wort nicht mehr in den neuen Duden aufzunehmen“. Pech, dass Illies den der Neuen Generation kongenialen Boom am Neuen Markt ausgerechnet mit den Aktien von EM.TV und Intershop illustrieren will. Die sind mittlerweile besonders tief abgestürzt.

Die Geltungskraft öffentlicher Argumentation

Das Buch von Illies hat bei seinen Altersgenossen offenbar Interesse und Zustimmung erfahren, wie man nach der langen Präsenz in den Bestseller-Listen vermuten darf. Seinen Erfolg verdankt es zweifellos auch dem Umstand, dass durch alle Selbstironie hindurch die Botschaft mindestens ebenso deutlich wird wie einst in Demonstrationsparolen von 68: Weg mit dem Geltungsanspruch der Argumente, weg mit einer Vorstellung von Gesellschaft, die meint, über sich selbst debattieren und verfügen zu können, Freiheit für jedes narzisstische Äußerungsbedürfnis, vor allem, wenn es sich banal und schön zeigt, und ewiges Wachstum für die Nemax-Werte. Seine Schlichtheit macht dieses Weltbild attraktiv und nach vielen Seiten anschlussfähig. Die Räume, aus denen dem Wohlbehagen Beunruhigung und Zweifel drohen könnten, werden ganz einfach geschlossen: der Raum unerledigter Vergangenheiten ebenso wie der gegenwärtiger oder zukünftiger gesellschaftlicher Probleme, und selbstverständlich der Raum, in dem sich so etwas abspielen könnte wie eine Debatte über die Regeln von Intersubjektivität, also der Gesellschaftlichkeit im individuellen Verhalten. Dass der systemischen Steuerung durch Geld oder Macht ein Gegengewicht aus der Mitte der Gesellschaft erwächst, ist unter diesen Voraussetzungen ausgeschlossen. Eine auf die Laufstege der Eitelkeit eingeschrumpfte Öffentlichkeit wird eine im besten Fall amüsante Begleitung dessen bieten, was ohnehin geschieht.

Über Heinz Budes „Generation Berlin“¹⁸ ist die Generation Golf damit schon hinaus; aber die „Golfer“ sind ja auch ein Stückchen jünger, kein Wunder, dass sie im Generationenspiel die Nase vorn haben. Budes Generationen-Szenario ist auf die heute 30- bis 40jährigen fokussiert, die er bereits als „Virtuosen der Lebenspraxis“, als „unternehmerische Einzelne“ agieren sieht. Aber auch hier ist nicht die Generation im Wortsinn, als Altersgruppe, das Entscheidende, sondern „die Gemeinschaft der Haltung, die sich einem Traditionalismus der Kritik entwinden will“. Definition statt Kritik und Gelegenheit statt Konzept sind die begrifflichen Weichenstellungen, über die die Selbstverständnisse der Bonner in eine, wie Hauke Brunkhorst schreibt, „weniger republikanische“ Berliner Republik geleitet werden können.¹⁹

Im Affekt gegen Kritik trifft sich die von Bude porträtierte Gruppe von Nachwuchspolitikern mit dem neokonservativen Furor gegen 68 und der Entwertung konsistenter Haltungen in den Selbstbespiegelungen der Generation Golf. Kritik setzt einen Horizont begründender und prüfender Argumentation voraus, der der gelegentlich bezogenen Definition ebenso lästig sein muß wie der Behaglichkeit des Lebens in ästhetisch befreiten Zonen oder dem neokonservativen Wunschbild einer kulturell stillgestellten Gesellschaft. Die als Generationenkampf maskierte Ausgrenzungskampagne gilt daher in Wahrheit nicht einer Generation, sondern einem Konzept selbstbewusster und selbstverpflichteter Gesellschaftlichkeit.

¹⁸ Heinz Bude, Abschied von der rheinischen Vergangenheit. Was will die Generation Berlin? Einige aktuelle Anmerkungen jenseits überkommener Konfrontationen, in: FR, 22. 9. 1999. Vgl. jetzt auch Heinz Bude, Generation Berlin, Berlin 2001.

¹⁹ Hauke Brunkhorst, Schluß mit der Kritik!, in: "Die Zeit", 28.10.1999.

Und die 68er selbst? Für ihre Protagonisten an der Macht scheint sich das Problem auf dem Weg der freundlichen Übernahme gelöst zu haben. Sowohl Bude wie Illies haben Schröder und Fischer zu Ehrenmitgliedern der jeweiligen Generation ernannt, Illies, weil beide sich stilvoll kleiden, Bude, weil er bei beiden eine „demonstrative Abkehr von den Ideen von 1968“ beobachtet hat. Dem dürfte kaum zu widersprechen sein. Von Selbstverständigungsdiskursen der Gesellschaft haben Schröder und Fischer ihre Politik abgekoppelt; sie nutzen deren Motive und Fragmente bestenfalls als Artisten der Gelegenheit, sei es zum Rettungsanker in der BSE-Krise mit der plötzlichen Wiederentdeckung von Ökologie und Verbraucherschutz, sei es zur ideologischen Absicherung der Beteiligung am Kosovo-Krieg durch den propagandistischen Gebrauch von Auschwitz-, Appeasement- und Hitler-Metaphern.

Das kürzliche Biographie-Screening mag Fischer belehrt haben, dass der biographische Ausstattungswert einer 68er-Karriere angesichts veränderter Definitionslage prekär ist. Weniger noch als vorher sollte daher erwartet werden, dass die in die Machtstrukturen aufgestiegenen 68er zur Rettung jenes Kapitels des impliziten Gesellschaftsvertrags beitragen, nach welchem erst die Geltungskraft öffentlicher Argumentation die politische Macht wirklich demokratisch balanciert. Aber gerade das war ja noch nie Sache derer an der Macht, sondern derjenigen, die sie aus der Mitte der Gesellschaft mit Kritik konfrontieren. Folgenreicher als der branchenübliche Opportunismus von Alt-68-Politikern wird daher die von nachrückenden selbsternannten Generationen betriebene Preisgabe von argumentierender Öffentlichkeit als eigenständiger Sphäre der Gesellschaft sein.

Dabei werden die Verluste an Diskurskultur umso sicherer eintreten, je gedankenloser in den reuigen und selbstkritischen Erinnerungen von 68ern mit der Hinterlassenschaft von 68 auch der Mut zum öffentlich argumentierenden Eingreifen geopfert wird. Mit dieser Anpassung an eine zeitgemäße, generationell neu unterfütterte *political correctness*, die von Zivilcourage als öffentlicher, normaler Haltung nichts mehr wissen will, würde übrigens durch eine Art mentaler Selbstauflösung eben jener soziale Sinn der Generationenfolge geschwächt, wie ihn Karl Mannheim 1928 beschrieben hat.²⁰ Mannheim sieht die eigenartige kulturelle Wirkung der Generationenfolge darin, dass sie die Zeitstruktur der Gesellschaft „polyphon organisiert“, so dass die „einzelnen Stimmen der einzelnen Generationen“ mit je eigener Geschichte, von einem je eigenen zeitlichen Ausgangspunkt aus, doch gleichzeitig vernehmbar sind.

Während die Flagellanten unter den Alt-68ern ihre Generation aus der Polyphonie der Gesellschaft überhaupt hinausgeißeln möchten, setzen die Promoter der Neugenerationen auf einen anderen Effekt des Generationenphänomens. Wenn die Generationenfolge eine Art von Regulationsmodus für Vergessen, Erinnern und Erneuern in einer Gesellschaft bildet²¹, dann sollten doch über die Forcierung der Generationenfrage, die Betonung neuer generationeller Ansprüche, die serielle Erfindung neuer Generationen die Prozesse gesellschaftlichen Vergessens erst recht beschleunigt werden können. Bloß fliegen die Eulen der Minerva bekanntlich nicht schon am hellen Mittag, und auch die Gestalten der Generationen werden erst in der Dämmerung erkennbar. Eine melancholische Ahnung davon befällt selbst die „Generation Golf“, die, „obwohl kaum erwachsen“, an sich „schon jetzt einen merkwürdigen Hang zur Retrospektive“ bemerkt hat und im Stillen wohl fürchtet, ihrerseits Opfer der generationellen Beschleunigung zu werden.²²

²⁰ Karl Mannheim, Das Problem der Generationen (1928), in: ders., Wissenssoziologie, Berlin/Neuwied 1964. S. 509 – 565, hier S. 518.

²¹ Vgl. ebd., S. 530 ff.

²² Illies, a.a.O., S. 197.